



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmenschen. 18. Der Zusammenbruch

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (May Allihn)

### 18. Der Zusammenbruch

**A**uf dem Wege, der vom preussischen Schloßchen nach Tapnicken führte, stand Heinemann, das Gewehr unter dem Arme, und schaute bald dem Schloßchen, bald dem Dorfe zu. Das war der Weg, auf dem der Doktor kommen mußte, wenn er mit dem Dampfer aus N. zurückgekehrt war. Hier gab es auch zwischen Busch und Kraut Gelegenheit genug, sich in den Hinterhalt zu legen. Aber dazu, sich niederzulegen, war noch Zeit übrig.

Da kam Marike, einen Korb am Arm, die Straße vom Dorfe her. Das traf sich ja gut.

Na, komme nur her, du Naß, schrie Heinemann schon auf weite Entfernung, ich werde dir schon die Beine zerbrechen.

Marike schrie auf, sprang über den Graben und schlug sich seitwärts in den Wald. Heinemann hatte schon die Büchse, die er vom Amte mitgenommen hatte, erhoben, um auf das Mädchen zu schießen, aber er überlegte, daß er damit seinen Hauptschuß auf den Doktor verlore, und ließ das Gewehr wieder sinken. Darauf sprang er selbst über den Graben und setzte sich hinter eine Klasten Holz, die nahe am Wege aufgeschichtet war.

Er sah Eva kommen und mit fliegender Eile vorüberschreiten, duckte sich hinter seine Deckung und lachte grimmig. Hilft dir nichts, Margell, sagte er zu sich, deinen Liebsten kriege ich doch vors Rohr, und dann rettet ihn kein Gott. Er muß ran.

Eva kam atemlos im Schloßchen an und erfuhr auf ihre Frage, der Doktor sei mit dem Dampfschiff angekommen, aber noch nicht heimgekehrt, er müsse irgendwo im Dorfe sein; aber er könne jeden Augenblick kommen.

Ach du barmherziger Gott! rief Eva, die Hände ringend, und kehrte auf der Stelle um.

Kind, Kind, sagte Tantchen erschrocken, was hast du? Komm her, erzähle.

Es geht um Tod und Leben, antwortete Eva und eilte davon.

Da war auch die Marike, bleich und zitternd, und erzählte, im Walde läge Heinemann und habe ihr alle Beine zerbrechen und auf sie schießen wollen.

Jetzt verstand Tantchen, um was es sich handle, rief den Inspektor Schlewecke, und wen sie gerade von den Knechten fand, und sandte sie Eva nach.

Es war Eva nicht zweifelhaft, daß Heinemann, wenn er sich in den Hinterhalt legte, eine Stelle des Weges wählen würde, der durch den Wald von dem Schloßchen zum Dorfe führte. Darum hielt sie scharfen Ausblick nach rechts und nach links in der Hoffnung, daß der Mensch nach rückwärts weniger gute Deckung genommen haben werde als nach vorwärts. Aber sie sah nichts. Als sie an die Stelle kam, wo der Weg eine leichte Biegung machte, wo man also von einem Versteck im Gebüsch aus eine längere Strecke Weges überschauen konnte, fiel ihr auf, daß dort, seitlich vom Wege, eine Holzlasten aufgebaut war, mitten in einem Gebüsch hoher Brennesseln. Wenn irgendwo, so mußte Heinemann hier auf der Lauer liegen. Noch war sie im ungewissen, ob sie hingehn und sich davon überzeugen sollte, daß sie richtig vermute, als ein kleiner Vogel, den Warnruf aus-

stoßend, aufflog, und sich die Brennesseln bewegten. Und dort kam ein Stiefel zum Vorschein, und dort schob sich vorsichtig ein Büchsenlauf hinter der Holzklaster vor. Und dort kam auch schon ihr Heinz, den Strohhut auf dem Kopfe, in leichten elastischen Schritten. Ihr Heinz! Ihr Heinz, der in seinen gewissen Tod hineineilte. Sie wollte ihm zurufen, aber ihre Stimme versagte, und sie konnte nichts weiter tun, als mit ausgebreiteten Armen auf ihn zuzueilen und dabei die Richtung so zu nehmen, daß sie in die Schußlinie kam und Heinemann am Zielen hinderte.

Heinz! Heinz! Halt! Zurück! rief sie mit erstickter Stimme. Aber der Doktor, der die Worte und den Zusammenhang nicht verstand, eilte desto schneller auf Eva zu.

Verflucht, rief Heinemann, der, von Eva verhindert, nicht genau Ziel nehmen konnte, und — da krachte der Schuß hin, und eine von den goldnen Locken Evas segelte im Winde und fiel zu Boden. Eva sank in die Knie, und der Doktor fing sie mit seinen Armen auf.

Bist du getroffen? rief er entsetzt.

Nein! nein! Aber spring zur Seite hinter den Baum. Er hat noch einen Schuß.

Es war nicht nötig. Heinemann hatte das Gewehr von sich geworfen, war aufgesprungen und sloh in großen Sätzen durch den Wald. Und dabei lief er den Leuten, die Tantschen Eva nachgesandt hatte, geradeswegs in die Arme. Diese verabreichten ihm zunächst eine Tracht Prügel und fesselten ihn in nicht gerade glimpflicher Weise.

Der Doktor hob Eva auf und küßte sie, und sie sah zu ihm auf mit Wonne im Blick und zugleich mit Tränen in den Augen und sagte: Vergib mir, Heinz.

Eva! rief der Doktor, was hätte ich dir zu vergeben? Du hast dein Leben zum zweitenmal für das meine eingesetzt, und du sagst: Vergib mir?

Ja, vergib mir. Ich war ein dummes, trotziges Ding. Du sollst der Herr sein. Du ganz allein. Ich habe ja auch auf der ganzen Welt keinen weiter als dich.

Nein, Eva, ich auch nicht. Unsrer Liebe soll der Herr sein. Er bückte sich und hob die Locke auf, die die Kugel vom Haupte Evas abgetrennt hatte. Diese Locke will ich in Gold fassen lassen, sagte er, und sie soll unser Nibelungenhort sein, ein Schatz nicht des Fluches, der auf dem Golde liegt, sondern ein Schatz des Segens, der auf der edeln Tat liegt. Eva, wenn ich je vergessen sollte, was du für mich getan hast, dann zeige mir unsern Hausschatz.

Man brachte das Gewehr. Eva wandte sich ab, es war ihres Vaters Doppelbüchse. Nun führten sie auch Heinemann herbei, der nach der Behandlung, die er empfangen hatte, nicht gerade heroisch aussah.

Was habe ich Ihnen getan, fragte der Doktor ernst, daß Sie auf mich schießen?

Sie sind schuld, antwortete Heinemann finster. Sie haben mir den Weg vertreten. Wenn Sie nicht dazwischen gekommen wären, wäre ich zu dem Meinen gekommen.

Zu dem Ihren? antwortete der Doktor. Ist das, um das Sie durch Ihre Fälschung Frau Van Teren betrügen wollten, das Ihre? Und was hat Ihnen Fräulein Eva getan?

Sie ist die Tochter ihres Vaters, sagte Heinemann. Er ist schuld. Er hat mich auf diesen Weg gestoßen. Wenn ich nun zum Teufel gehe, er ist schuld.

Nein, Sie selbst sind schuld, Sie ernten, was Sie gesät haben. Und dabei können Sie noch Gott danken, daß er Sie gnädig behütet hat. Wie, wenn Ihre Kugel getroffen hätte? Viel hat wahrlich nicht daran gefehlt. — Der Doktor zeigte Heinemann die abgeschossene Locke, und was wahrscheinlich viele Worte nicht erreicht hätten, das tat das kleine goldne Ding, das, wie wenn es lebendig wäre, auf des Doktors Hand tanzte. — Heinemann wurde blaß und fing an zu zittern. Aber bald verstockte er sich von neuem und brummte: Zum Teufel gehe ich doch einmal, und wenn nicht in guter Gesellschaft, dann allein.

Man brachte ihn zum Schulzen und berichtete, was geschehen war. Der Schulze stellte sich breitbeinig vor Heinemann hin, blickte ihn mitleidig an und sagte: Heinemann, unser Herr Jesus Christus sagt Matthäi am sechsten: Wer seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichts schuldig. Wird nicht Gott am jüngsten Tage zu dir sagen, du Schweinehund, stoßt ihn in die äußerste Finsternis? Und diesesmal sollst du nicht wieder davontommen wie das vorigemal, wo der Amtshauptmann den Schlüssel hatte, darauf gebe ich dir mein Wort.

Er öffnete das Gefängnis und führte Heinemann hinein. Im Hintergrunde auf einer Schütte Stroh saß Kondrot, ein Bild des Jammers. Bis morgen, Kondrot, bloß bis morgen, sagte der Schulze, ihm zunickeend.

Eva und der Doktor wanderten zusammen zum preussischen Schloßchen. Eva hingte sich ihrem Heinz an den Arm und war so glücklich wie noch nie in ihrem Leben. Sie hatte die alte dumme Wallürenrüstung, die ihr übrigens nie recht gepaßt hatte, ausgezogen und von sich geworfen und fühlte es als einen seligen Gewinn, folgen zu können, wo ein anderer vorausging.

Tantchen hatte den Schuh gehört und stand im Tor des Hofes in schweren Sorgen. Als sie ihren Doktor und ihre Eva einträchtig die Straße kommen sah, faltete sie die Hände und sprach ein lautloses und vielleicht auch wortloses Dankgebet.

Tantchen, sagte Eva leise und glücklich, nachdem man sich begrüßt und mitgeteilt hatte, was geschehen war, ich habe es gekonnt. Ich habe ihm gesagt, daß ich im Unrecht war. Und ich sehe es jetzt auch ein, das ganze Herrentum ist Schwindel.

Was ist Schwindel, Eva? fragte der Doktor.

Das ganze Herrentum ist Schwindel. Das heißt, fügte sie hinzu, als sie merkte, daß ihr Heinz dieser ihrer neuesten Sentenz doch nicht ganz zustimmte, das heißt, was mich angeht. Dir will ich nicht dreinreden. Und du sollst auch immer Recht haben. Aber ich — Heinz, ich gebe für mein Herrentum kein Dittchen. Ich bin zufrieden, wenn du mich lieb hast, und wenn ich dich lieb haben darf.

Onkel Heinz, sagte nach einiger Zeit Wolf, der den Vorgang mit großer Aufmerksamkeit beobachtet hatte, weißt du was? Eva ist jetzt ganz anders, als sie erst war. Ich glaube, sie wird nun.

\* \* \*

Groppoff verlebte einen unruhigen Nachmittag und Abend. Er ging in zahllosen Gängen durch sein Zimmer, er suchte das ganze Haus ab. Niemand war da, er hatte ja die Mägde und die alte Magdalene weggeschickt, und Eva war davongegangen, um nicht wiederzukehren. Dann setzte er sich in seinen alten Ledergepolsterten Lehnstuhl und dachte nach: Sich nur keine Gewissensbisse machen! Gewissensbisse sind ein heilloser Unsinn, den die Pfaffen erdacht haben, um das dumme Volk damit zu knechten. Wie hatte doch der Doktor gesagt? Wer sein Gewissen dressiert, den beißt es. Sehr gut. Bissige Hunde hält man sich vom Leibe. Und wenn sie doch kommen, so gibt man ihnen einen Tritt. Und hier in dem Buche steht es geschrieben. — Es ist eine sehr gute Sache, daß das alles wissenschaftlich bewiesen ist. Die Wissenschaft hat Recht. Die Wissenschaft hat immer Recht. — Aber die Nerven! Was hilft alle Wissenschaft, wenn die Nerven die Spannung nicht aushalten. Was helfen Gründe, wenn das Blut in den Kopf steigt, als wollte es den Schädel sprengen. — Obs denn heute gar nicht Nacht werden will? — Wer singt denn da draußen? — Erst einmal geschlafen haben und wissen, daß Heinemann über die Grenze und Matut auf See ist, dann sieht die Welt wieder anders aus. — Donnerwetter! wer singt denn da draußen?

Groppoff trat ans Fenster. Da stand die Urte Welt mitten in einem Schwarm von Haffmücken und sang: Zu Schiffen gehn wir, gehn zu Schiffen, und dabei blickte sie starr auf das Fenster von Groppoffs Stube. Groppoff wollte sie mit zorniger Gebärde wegscheuchen, aber sie ging nicht. Mochte sie stehn bleiben, was

ging ihn die alte Närrin an? — Er kehrte zu seinem Lehnstuhl zurück. Was war das? Ein Schuß? Dem Amtshauptmann lief ein kalter Schauer durchs Gebein. Es duldete ihn nicht auf seinem Stuhle, er trat wieder ans Fenster. Da stand die Urte Weit immer noch und sang, und der Schwarm großer grauer Mücken summt ihr um den Kopf. — Was willst du? rief er zum Fenster hinaus.

Der Herr Doktor läßt Ihnen sagen, antwortete die Urte mit harter, feindseliger Stimme, Sie möchten auf Ihr Haus achten.

Den Herrn Doktor soll der Teufel holen, erwiderte der Amtshauptmann wütend und warf das Fenster zu.

Die Urte kehrte sich gleichmütig um und ging.

Berrückter Unsinn, dachte Gropppoff. Wollte man ihn einschüchtern? Er war nicht der Mann dazu, sich graulich machen zu lassen. Und doch war es eine unheimliche Sache, einen Angriff erwarten zu sollen und nicht zu wissen, von welcher Seite er kommen werde. Etwas mußte im Werke sein. Und daß ihn mancher im Dorfe nicht liebte, wußte er. Er hatte auch keinen Wert darauf gelegt, geliebt zu werden; es hatte ihm genügt, gefürchtet zu werden. — Wie aber geht es dem alten Löwen, dessen Zähne stumpf werden? Jeder Esel glaubt ihm einen Fußtritt verfehen zu können. Vielleicht hielten sie ihn für einen alten Löwen, der anfängt stumpf zu werden, und vielleicht hatten sie damit nicht ganz Unrecht.

Er ging durch sein Haus. Alle Türen standen offen, aber kein Mensch war da, dem er hätte gebieten, oder den er hätte verantwortlich machen können. Von der Wegseite aus, wohin die Fenster seines Zimmers gingen, war nichts zu fürchten. Aber an die Scheune, die jenseits des Weges lag, konnte man von unten, dem Strande aus, ungesehen gelangen. Und auch die Gartenseite des Hauses war gefährdet. Gropppoff durchsuchte seinen Garten, ohne etwas zu finden. Horch! War das nicht der Klang von Schritten, die sich eilig entfernten? — Er suchte weiter und fand zwischen Gras und Laub versteckt eine Zündschnur, die zu einem Haufen Steine führte, der gerade unter dem Fenster seines Schlafzimmers lag. Und in diesem Haufen fand er eine Dynamitpatrone, die so groß war, daß sie Unheil genug hätte anrichten können. Gropppoff lachte grimmig auf, schnitt die Zündschnur durch und warf die Patrone in ein Wasserfaß. So hatten der Pastor und der Doktor doch Recht gehabt.

Gropppoff kehrte, obgleich er das Unheil glücklich abgewandt hatte, weniger selbstvertrauend in sein Haus zurück. Die Lage war ernst, es gab mehr Dynamitpatronen in der Welt als diese eine, der Anschlag konnte sich jeden Augenblick wiederholen. Vielleicht war es das beste, zu tun, was der Pastor geraten hatte, zu verschwinden, bis sich die Aufregung gelegt hatte, und dann das Wespenneft gründlich auszunehmen. Vielleicht mit Matut zusammen auf See gehn. Nein, das war unmöglich. Er hätte sich damit selbst als schuldig bekannt. Oder Matut in seinem Laternenkasten sitzen lassen und in dem Boote ohne ihn davongehn. Das war ein Gedanke, der nicht eines gewissen grausamen Humors entbehrte; aber auch das ging nicht. Wenn er sein Spiel nicht verloren geben wollte, mußte er auf seinem Posten ausharren und allem, was auch kommen mochte, die Stirn bieten. Jedenfalls mußte, wenn erst die Dämmerung gekommen war, das Boot ausgerüstet werden. Und inzwischen galt es, kalt Blut zu behalten und auf dem Posten zu bleiben. — Was war das? Ziel da nicht ein Schuß? Ja, diesmal war es wirklich ein Schuß, und Gropppoff glaubte wahrnehmen zu können, daß es der Ton seiner Büchse war. Wenn dieser Schuß getroffen hatte, dann hatte er das Herz seiner Eva getroffen! Nur ruhig Blut, nur ruhig Blut! Die Kugel ist aus dem Rohre, die hält niemand auf, und was kommt, das kommt. Es gibt keine Sünde, und es gibt keine Schuld — aber es gibt Nerven!

Die Sonne war untergegangen. Die Mondsichel schwamm wie eine goldne Barke auf der lichten Flut des Abendrots. Es war ein warmer, schöner Abend, kaum daß sich ein leichter Wind regte, und die See hatte fast keine Welle. Dort

faß ein Segel auf See, das bei dem schwachen Winde nicht von der Stelle kommen konnte. — Aber über den schönen Abend war Asche gestreut, lebendige Asche, Myriaden von großen grauen Mücken verfinsterten die Luft. Die Bäume waren eingehüllt in einen Nebel von Mücken, und dort unten über dem Schilf lag es wie eine Rauchwolke, lauter Mücken, lauter Mücken. Ein feiner summender Ton durchdrang alles, und ein übler Geruch erfüllte die Luft. Glücklicherweise stechen die Tiere nicht, aber auch so bilden sie in den Tagen, wo sie ihren Flug halten, eine arge Plage. Und wer in einen solchen Schwarm hineingerät, hat allen Grund, sich seiner Haut zu wehren, den Mund zu schließen und die Augen zu schützen. Mancher schöne Tag ist schon vom Höhenrauch verdorben worden, hier war es ein Höhenrauch von Gassmücken, der den schönen Abend verdarb.

Groppoff kümmerte sich nicht darum, er hing seinen Gedanken nach, und diese Gedanken zogen in die Vergangenheit zurück. Er sah sich selbst in seiner schmutzigen Uniform als Leibjäger am herzoglichen Hofe. Er erinnerte sich jener schönen Zeit, wo er ohne Sorge um die Zukunft in den Tag hineingelebt hatte, wo er immer Geld in der Tasche und Glück bei den Frauen gehabt hatte. Er erinnerte sich des Abends, wo er mit Prinzess Olga allein im Schlossparke gewesen war, wo sie vor ihm gekrochen und ihm doch in die Arme gesunken war. Er erinnerte sich der süßen heißen Worte, die sie im Rausche der Liebe zu ihm gesprochen hatte. Damals hatte er sich gesagt: Greif zu, nütze dein Glück, sie wird dich hoch erheben und zum Herrn machen. Und er hatte zugegriffen. Geliebt — nein, geliebt hatte er sie eigentlich nicht. Geliebt hatte er die kleine Fieke, die, als er sie aufgab, erst tat, als wenn sie ins Wasser gehn wollte und hernach den Hofgärtner geheiratet hatte. Es war vielmehr befriedigte Eigenliebe gewesen, die ihn bewegt hatte, der Prinzessin Liebhaber zu werden. Damals war der heiße Durst nach Macht in ihm erwacht, und die Leidenschaft, Herr sein zu wollen. Ein Mensch, den sich Prinzessinnen aussuchen, mußte ja doch zu etwas Hohem geboren sein und konnte unmöglich in der Reihe der andern Menschenkinder seinen Platz haben.

Darauf hatte man ihn mit Schimpf und Schande davongejagt. Das war eine weniger schöne Erinnerung. Aber man hatte dadurch seinen Trotz wachgerufen. Er hatte sich auf keine Abfindung eingelassen. Olga hatte mit Heldennut um ihren schönen Jäger gekämpft. Und als sie nichts erreichte, hatte sie alles daran gegeben, Macht, Stand und Reichthum, und war ihm gefolgt. Ha! was wäre aus ihm geworden, wenn er folgsam gewesen wäre und hätte die kleine Fieke geheiratet? Ein Revierförster hinten im Walde, der seine Hunde füttert und seine Pfeife Tabak raucht.

Man hatte ihn zum Amtshauptmann gemacht. Man — das heißt, der Herzog hatte dafür gesorgt, daß seine Verwandte ein leidlich anständiges Unterkommen habe. Und er hatte seinen Platz ausgefüllt und hatte sich hinauf gearbeitet. Seine Frau war eine gute und edle Dame gewesen. Aber sie war nach zehn Jahren eingegangen, wie ein Baum, den man aus dem Garten herausgenommen und in ein unfruchtbares Land verpflanzt hat. Und da war wieder eine Stelle, um die seine Gedanken vorsichtig herumgingen. Denn er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als wenn seine Frau an dem großen Irrthume ihres Lebens gestorben sei, nachdem sie erfahren hatte, daß der, den sie gewählt, um den sie alles daran gegeben hatte, den sie zu sich hinaufziehen wollte, innerlich weniger schön war als äußerlich, daß er vielmehr einen Zug der Gemeinheit nicht los wurde, und daß er seiner Frau nicht würdig war. Sie hatte sterbend ihm ihre Eva zurückgelassen, und dieser ihr Testament, ihren letzten Willen: Verlaß den Vater nicht. Und nun war Eva auch weg. Sie kam nicht wieder, wenn jener Schuß getroffen hatte.

Und dann war sein Tag gekommen, die Zeit, wo er sich den Titel: Hohheit erwarb, wo er mit hohen Personen Glücke schoß, mit Präsidenten und andern Gewaltigen seiner Rehböcke und seines Weinkellers wegen auf gleichem Fuße verkehrte, wo er manche tolle Nacht pokuliert und gespielt hatte, und nun war es Abend

geworden, so ein Abend wie draußen, ganz schön, aber sinkende Sonne, und alles mit Asche bestreut. Wenn er seine Fieffe geheiratet hätte, der Tag wäre vielleicht weniger schön, aber der Abend wäre schöner geworden. Oder wenn er Tantschen geheiratet hätte! Vorausgesetzt, daß ihn diese gewollt hätte!

Die Zeit war gekommen, wo er es wagen konnte, sein Boot für Matut auszurüsten. Er holte Mast und Segel aus dem Stall und trug beides, um die Scheune herumgehend, hinab nach dem Strande. Er füllte ein Faß mit Wasser und rüstete einen Korb mit Proviant und trug alles hinab. Noch fehlte ein Kompaß und ein Legitimationspapier. Er holte den Kompaß und stellte eine Legitimation aus, die er vorsichtigerweise einige Wochen zurückdatierte, und trug auch das hinab. Als er an den Bäumen vorbeikam, die auf dem Lande zwischen Scheune und Strand standen, geriet er in eine Wolke von Mücken. Er war gezwungen den Kopf zu senken und die Augen zu schließen und so halb blind seinen Weg zu suchen. So kam er in der Nähe des Schiffs an und schaute auf. Da stand vor ihm wie aus der Erde gewachsen eine weiße Frauengestalt. Er erkannte es in dem dämmernden Lichte des Abends genau, es war Frau Mary. Nicht die vergräunte und verzweifelte Mary, die er gequält und in den Tod getrieben hatte, sondern jung und froh, als käme sie aus dem Jenseits zurück. Und der Mann, der ihr folgte, hatte gerade so einen Bart und trug gerade so einen Panamahut, wie ihn einst Van Teren getragen hatte.

Er blieb entsezt stehn. Seine Gesichtsfarbe war leichenfahl geworden, seine Augen schienen aus ihren Höhlungen treten zu wollen, sein Mund war geöffnet, und seine Hände ließen kraftlos fallen, was sie trugen. Und so blieb er stehn, nachdem die Erscheinung, die ihm den tödlichen Schreck eingesößt hatte, verschwunden war — blieb stehn im Dämmerlichte des scheidenden Tages, umgeben von einem dichten Schwarm von Gaffmücken, ohne den Gesichtsausdruck zu ändern und ohne ein Glied zu rühren. Dann kam er ins Wanken und fiel schwer und leblos nieder, indem er sich im Fallen in eins der am Strande hängenden Netze verwickelte und es mit sich zu Boden riß.

Es war spät in der Nacht, als er nach langem Suchen gefunden und nach Hause gebracht wurde. Er war einseitig gelähmt, und die eine Hälfte des Gesichts hatte den entsezten Ausdruck beibehalten, den seine Mienen angenommen hatten, als er Mary erblickte.

\* \* \*

In derselben Nacht saßen Heinemann und Kondrot im Gefängnis, ohne schlafen zu können. Kondrot betete, und Heinemann fluchte und lästerte. Ach, Herr Gott, betete Kondrot, aus der Tiefe, aus der Tiefe rufe ich zu dir. Was habe ich getan, daß du mich so tief verstößt? Unter die Betrüger und Meuchelmörder! Was habe ich getan? — er unterbrach sein Gebet. Eine Erinnerung tauchte in ihm auf. Die Nacht, wo er Van Teren den Revolver in die Manteltasche gesteckt hatte, mit dem dieser sich erschöß. Er hatte es aus Mitleid getan. Er hatte sich später dieser Tat vor sich selber gerühmt, nun aber erschien sie ihm in anderm, blutigrotem Lichte. War seine Tat nicht ebenso schlimm, als wenn er selbst den Revolver auf Van Terens Brust gerichtet hätte? Er stöhnte.

Hören Sie auf zu heulen, rief Heinemann unwillig. Damit macht man nicht gut, was man getan hat. Immer vorwärts! Gibt es keinen Weg rückwärts, gibts einen vorwärts — in die Hölle!

Heinemann, erwiderte Kondrot, lästern Sie nicht. Es gibt einen Weg rückwärts, die Buße.

Blödsinn! sagte Heinemann. Buße hilft mir nicht aus diesem Loch heraus. Man hörte Tritte über den Köpfen der Gefangnen. Lehm bröckelte herab, und eine Bohle der Decke wurde hochgehoben.

Vater! rief eine halblaute Stimme. Es war Jurgis, der als Knabe oft genug erprobt hatte, wie man bei Benutzung eines Zaunes und eines Baumes auf den

Boden des alten Spritzenhauses und von da hinab in den untern Raum gelangen konnte. Vater, rief er, der Weg ist frei, komm!

Mein Sohn, was tust du? antwortete Kondrot. Soll ich mich schuldig bekennen, indem ich fliehe?

Schuldig oder nicht. Du mußt fliehen, Gerechtigkeit gibt es hier nicht.

Es gibt eine Gerechtigkeit auf Erden, und wenn da nicht, so gibt es eine Gerechtigkeit im Himmel.

Vater! Vater! drängte Furgis ungeduldig. Ich habe unser Geld bei mir, wir fliehen und wandern aus. Überall ist es besser als hier.

Er ließ ein Seil hinab, in das, um den Füßen Halt zu geben, Knoten geknüpft waren. Und sogleich begann einer daran empor zu klettern und sich durch den Spalt in der Decke durchzudrängen. Furgis erkannte, daß es nicht sein Vater war, und versuchte den Mann zurückzuschieben. Für Sie, sagte er, habe ich das Seil nicht hinabgelassen.

Aber ich habe es benutzt, antwortete der andre. Und nun halten Sie das Maul, sonst gibt es was. Damit kletterte er durch die offene Dachlücke ins Freie, und dabei machte er soviel Geräusch, daß Furgis erschrak und seine Leine einzog.

Siehst du, mein Sohn, sagte Kondrot, was dein Fürwitz angerichtet hat? Den Unschuldigen hast du vor ungerechter Strafe bewahren wollen, und den Schuldigen hast du der gerechten Strafe entzogen. Und ich werde morgen deinetwegen kein reines Gewissen haben.

\* \* \*

Es war in der Tat Mary gewesen, die Gropppoff gesehen hatte, als sie, gefolgt von einem Herrn, der wahrlich nur sehr entfernte Ähnlichkeit mit Van Teren hatte, und einer ältern Dame aus dem Schilse hervortrat. Sie waren eben auf dem Schifferboote angekommen, dessen Segel Gropppoff eine Stunde vorher beobachtet hatte. Die Dame war Frau Staatsrat Wedenbaum, und der Herr war ihr Bruder, Herr von Bodenpois.

Als Frau Staatsrat Wedenbaum und Mary an die Riviera gereist waren, hatten sie Herrn von Bodenpois als hilflosen Menschen in einem Hotel in Nizza getroffen. Dieser arme Herr litt damals an hochgradigem Rheumatismus und konnte kein Glied rühren. Frau Staatsrat hatte allerdings gewußt, daß sie ihren Bruder in Nizza treffen würde, hatte aber Mary nichts davon gesagt. Für den Kranken war nun das Klima an der Riviera nicht beständig und warm genug gewesen, und so hatte man sich entschlossen, den Winteraufenthalt in Ägypten zu nehmen, was denn auch geschah, und allen Beteiligten überaus wohl tat. Frau Mary und Frau Staatsrat Wedenbaum hatten ein inniges Freundschaftsbündnis geschlossen, das Herr von Bodenpois sprengte, indem er sich — mit Frau Mary verlobte. Frau Mary hatte den Gedanken einer Verlobung zuerst weit von sich gewiesen, sie hatte alles vorgebracht, was als Hindernis gelten konnte. Da aber darunter nicht das geheiligte Andenken an ihren verstorbenen Mann war, so hielten auch die übrigen Gegengründe nicht Stich, das tägliche Beisammensein zu Medinet el Fayum, wo man Wohnung genommen hatte, tat sein Teil, Ägypten tat seine Wunder, und zuletzt sagte Mary verschämt und glücklich: Ja. Hatte sie zuerst ihre Krankheit und die Furcht, ihre Briefe möchten in die Hand Gropppoffs fallen, vom Brieffschreiben zurückgehalten, so war es jetzt ihre Verlobung, die das Brieffschreiben nach Hause hinderte. Man konnte ja das alles mündlich viel besser erörtern. Und so reiste man über Brindisi heim, blieb einige Zeit zur Nachkur in Montreux und kehrte in den Osten zurück — natürlich über Tapnicken, wo die Trauung in aller Stille stattfinden sollte.

Aber Frau Mary, die Tapnicken bei Nacht und Nebel verlassen hatte, scheute sich bei Tage über den Landungsteg und betrachtet und beredet von den verehrten Badegästen zurückzukehren. Auch den beiden Kurländer Herrschaften war es nicht angenehm, als Gegenstände der allgemeinen Aufmerksamkeit einzuziehen, und so hatte man telegraphisch einen Fischer in Raster Ort bestellt, der an den Dampfer heran-

fahren, sie aufnehmen, nach Tapnicken bringen und unbemerkt landen sollte. Da aber der Wind während der Fahrt abflaute, hatte es bis nach Sonnenuntergang gedauert, ehe man Tapnicken erreichte. Um unversehens ans Land zu kommen, war das Fischerboot am Schiffsstege vorgefahren.

Herr von Bodenpois und Frau Staatsrat Wedenbaum begaben sich ins Kurhaus, und Frau Mary suchte noch an demselben Abend ihr Schloßchen auf. Sie mußte lange vergeblich an der Haustür klingeln. Endlich kam Tantchen mit Licht die Treppe herab und schloß auf. — Um Gottes Jesu willen, rief Tantchen ganz entsetzt, die Mary!

Still, wo ist Wolf?

Wolf lag in seinem Bette. Mary beugte sich über das Bett und küßte ihr Kind in tiefer Bewegung. Wolf erwachte, schlang seine Arme um der Mutter Hals und rief noch halb im Schlafe: Mama, ich habe dich seit neun Tagen erwartet. Mama, nun darfst du aber nicht wieder fortlaufen, nun mußt du immer, immer hier bleiben.

Nein, mein Kind, sagte Frau Mary, nie wieder, ohne dich mitzunehmen.

Mary, siehst du aber gut aus, sagte Tantchen, indem sie den Arm um ihre Schulter schlug und sie zum Sofa führte. Nun erzähle.

Nein, Dora, heute kein Wort mehr; aber morgen sollt ihr alles erfahren.

Am andern Morgen war Doktor Ramborn damit beschäftigt, sich anzukleiden, als er hörte, wie Wolf die Treppe heraufgestampft kam, und wie er sich dabei bemühte, einen mehrstimmigen Festmarsch anzustimmen und ihn auch noch mit Trommel und Pauke zu verzieren. Als er bei Onkel Heinz eintrat, ging er zum Trio seines Marsches über, das er nach dem Texte: Die Mama, die Mama, die ist schon wieder da, sang.

Onkel Heinz, rief er, seinen Marsch unterbrechend, die Mama ist wieder da und sitzt unten und trinkt Kaffee.

Der Doktor war nicht wenig überrascht und schüttelte den Kopf, indem er im stillen Betrachtungen über die Unberechenbarkeiten gewisser sensibler Frauennaturen anstellte. Wolf sah es; er faßte seinen Onkel Heinz bei der Hand und sagte bittend: Du mußt auf Mama nicht böse sein, Onkel Heinz. Mama hat dir auch etwas Schönes mitgebracht. Und Mama ist auch sehr glücklich. Ich weiß nur nicht recht, fügte er nachdenklich hinzu, worüber. — Und weißt du noch was, Onkel Heinz? den Kerl hat der Schlag gerührt. Die eine Seite ist schon ganz tot geschlagen.

Bald darauf trat der Doktor Frau Mary im Frühstückszimmer entgegen.

Mary reichte ihm bewegt ihre beiden Hände und sagte: Sie armer Heinz, ich habe Ihnen schweres Unrecht abzubitten. Ich dachte ja, es gäbe auf der ganzen Welt nur das eine Opfer, das ich brachte, indem ich floh, aber ich habe Ihnen das größere Opfer aufgelegt, indem ich Sie zwang, an meiner Stelle zu bleiben.

Wußten Sie denn, Mary, fragte Ramborn, daß ich bleiben würde?

Ja, ich wußte es. Ich vertraute darauf. Aber ich wußte nicht, wie Schweres ich von Ihnen forderte. Vergeben Sie mir.

Mary, antwortete der Doktor, ich habe Ihnen nichts zu vergeben, ich habe Ihnen zu danken. Es klingt etwas unmodern, wenn man von „Tugungen“ redet, aber ich bin fast so weit, daran zu glauben.

Mama, sagte Wolf, Onkel Heinz hat sich mit der Eva verlobt. Und ich habe jetzt auch nichts mehr dagegen.

Man lachte, und Mary gratulierte, und da kamen auch schon Herr von Bodenpois und Frau Staatsrat Wedenbaum an, Herr von Bodenpois steif und vornehm, wohinter er seine Befangenheit versteckte, und Frau Wedenbaum bereit, gerührt zu werden und jedermann zu umarmen.

Und nunmehr stellte Frau Mary mit graziöser Verlegenheit Herrn von Bodenpois als ihren Bräutigam vor, worauf sie Tantchen in aller Form und Onkel Heinz beinahe umarmte. Seid mir nicht böse, rief sie, aber man hat mich mit List und Gewalt gefangen genommen, und ich konnte nicht anders.

Und wo war Wolf? Er war in seinen Winkel gekrochen und beobachtete mit großen Augen, wie sich Herr von Bodenpois und Onkel Heinz die Hände schüttelten, wie sich Mama voll Vertrauen auf den Arm ihres Bräutigams stützte, und wie Frau Staatsrat und Tantchen den Chor im Schauspiel darstellten, die Hände emporhoben und jedermann alles Gute wünschten.

Wo ist Wolf? rief Frau Mary.

Wolf kam aus seinem Winkel hervor.

Hier ist dein neuer Papa, Wolf.

Und der neue Papa legte die Hände auf Wolfs Schulter und sagte: Gefällt er dir? Willst du ihn haben?

Ja, Papa, sagte Wolf und reichte ihm die Hand. — Und damit wurde eine gute und treue Freundschaft fürs Leben geschlossen.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Die hohe Politik will in diesem Sommer nicht zur Ruhe kommen, eine „Sensation“ löst die andre ab. Bei allen aber bewährt sich das Wort, daß nichts im Leben so schlimm ist, wie es aussieht, und nichts so gut, wie es aussieht. Ungarn und Norwegen, der russisch-japanische Krieg und Friede, die französisch-englische Entente, Marokko, die Kaiserbesuche bei den Ostseemonarchen, die Fahrt der englischen Flotte in die Ostsee, die in Aussicht gestellte Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard — wir haben erst Anfang August, und die Reihe der Ereignisse kann noch viel weiter fortgesetzt werden. Der Umstand, daß der Besuch des deutschen Kaisers in Kopenhagen erst nach der Begegnung mit Kaiser Nikolaus stattfand, hat in der Presse wenig Beachtung gefunden. Da schon vor diesem Besuch die Londoner Meldung durch die Blätter lief, König Eduard habe sich über die Begegnung zwischen dem Kaiser und dem Zaren nicht unfreundlich, sondern dahin ausgesprochen, er erwarte, daß etwas Gutes daraus hervorgehen werde, so läßt sich daraus entnehmen, daß in London Informationen von russischer Seite vorlagen; von deutscher Seite ist darüber schwerlich nach London berichtet worden. Vergewärtigt man sich nun die Beziehungen, die zwischen den Höfen von Kopenhagen und von London bestehn, so darf angesichts der Herzlichkeit und Intimität, mit der Kaiser Wilhelm von der dänischen Königsfamilie empfangen worden ist, wohl ohne weiteres vorausgesetzt werden, daß der dänische Hof eine Art natürlicher Vermittlerrolle zwischen Berlin und London als seine Aufgabe ansieht und diese auch mit aller Loyalität übt. Bei dem Charakter und dem Verlauf des Kaiserbesuchs hat diese Annahme um so weniger einen Widerspruch zu befürchten, als König Christians ehrwürdiges Alter ihn zu einer vermittelnden Tätigkeit ganz besonders geeignet macht. Dänemark hat aber auch sehr reelle Gründe, keine Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen zu wünschen, denn wenn diese, was allerdings schwer glaublich ist, sich jemals zu einem Konflikt zuspitzen sollten, würde Dänemark dabei in eine üble Lage kommen. Da wir von England absolut nichts weiter wollen als eine ehrliche und loyale Respektierung unserer Interessen auf dem Fuße der vollen Gegenseitigkeit, so ist das Vorhandensein so tiefgehender Verstimmungen an sich schwer begreiflich und aus den realen Interessen beider Nationen kaum recht erklärbar. Die eigentliche Ursache mag, abgesehen von persönlichen Dingen, darin zu suchen sein, daß beide Nationen die eine von der andern eine Vorzugsbehandlung beanspruchen und das Fehlen einer solchen doppelt empfinden. Hierbei ist die Fahrt des englischen Kanalgeschwaders in die Ostsee ein ganz eignes Kapitel. Die Grenzboten haben schon